— **Witterungs-Beobachtung** am 6. Mai, Mitt. 1 Uhr. **Barometerstand n. Oscar Böhlolt (Waisstr. 19): 756 Millimeter.** (seit gestern 1 Mill. gef.). — **In Aussicht: Veränderlich.** — **Thermometrograph n. Reaumur: 11° W. — Differenz v. gestern zu heute 3½°; — niedr. Temp. 10° W., — höchste Temp. 13¾° W.** — **Die Schloßthurmfahne zeigte Nord-Wind. Himmel: Regen.** — **Elbhöhe in Dresden.** 6. Mai, Mitt.: 60 **Cent.** unter 0.

Tagesgeschichte.

Deutsches Reich. Die Soiree beim Fürsten Bismarck am Dienstag war so glänzend und so reich besucht, wie nur irgend zuvor, auch war niemals früher ein so reicher, auserwählter Kranz von Damen anwesend und der große „Kongreßsaal", in dem sich die Gesellschaft versammelte, genügte kaum, um die Gäste zu fassen, unter denen Mitglieder des Reichstags und des Bundesraths zahlreich vertreten waren; auch viele andere distinguirte Persönlichkeiten waren anwesend (der Berliner Börsen-Courier nennt u. A. den sächsischen Gesandten von Nostitz-Wallwitz nebst Gemahlin). Von sonst Anwesenden nennen wir den Abgeordneten Windthorst, den der Gastgeber sehr ostensibel auszeichnete und der sich sofort nach seinem Eintritt der Frau Fürstin zuwandte, welche die „Perle von Meppen" ihrerseits ihrer Tochter vorstellte. Der Fürst Bismarck erschien sehr aufgeräumt und heiter und empfing als einen der ersten Gäste den Präsidenten des Reichstags Grafen von Arnim-Boitzenburg mit ganz besonderer Auszeichnung. Auch der Senator Versmann, der an Stelle des aus dem Bundesrath ausgeschiedenen Kirchenpauer neu eingetretene Hamburger Bevollmächtigte, erschien zwar, doch schien Fürst Bismarck demselben gegenüber seine reservirte Haltung ebensowenig aufzugeben, wie Hamburg andererseits seine Reservatrechte. Nachdem die Gäste beisammen waren, nachdem der Fürst sie begrüßt hatte, forderte er die Gesellschaft auf, sich an das reichbesetzte Büffet zu begeben. Er selbst führte den Präsidenten des Reichstages zum Büffet. Man aß und plauderte sehr ungezwungen an den kleinen Tischen und trank Maibowle und dunkles Bier dazu. Der Kanzler war ostentativ aufgeräumt und selbst zum Erzählen aufgelegt. Er gab u. A. zum Besten, wie er zum ersten Male seine persönliche Bekanntschaft mit dem Kaiser gemacht habe, im Hause des Prinzen August von Preußen, und wie damals die Rede davon gewesen, weshalb Bismarck sich der Justiz und nicht der Soldatenlaufbahn zugewendet habe. — Aber — so habe er damals erwidern müssen, — er sei schon damals nicht mehr im Alter von fünfzehn bis achtzehn Jahren gewesen, wo jeder gern Soldat werden möchte; auch seien seine Eltern nicht für diese Laufbahn eingenommen gewesen. Auch der Witze wurde gedacht, welche darüber gemacht wurden, daß der Abgeordnete Graf Wilhelm Bismarck im Reichstag gegen einen Antrag seines Vaters gestimmt habe. Der Fürst erwiederte, er habe stets dafür gesorgt, seinen Söhnen vollkommene Unabhängigkeit zu wahren; sehr gegen die Neigung seiner Frau habe er schon, als seine Söhne erst 6 Jahre alt gewesen, nicht gefragt oder fragen lassen, wohin dieselben gingen, sondern denselben ganz freie Disposition über sich selbst eingeräumt. Angelegentlich unterhielt sich der Fürst mit Herrn Löwe-Calbe und Herrn Dewitz aus Mecklenburg, seinem alten Corpsbruder aus Göttingen. Politik wurde übrigens so gut wie gar nicht verhandelt an diesem Abend. Der Fürst ging jedem derartigen Gespräch aus dem Wege. Als ein Reichsbote zu Anfang der Soiree zu dem Kanzler bemerkte: „Das sind bewegte Tage in der letzten Woche gewesen", meinte dieser. „Das schadet nichts, das rüttelt Einen auf, so eine kleine Mensur." Vor dem Reichskanzler-Palais waren übrigens eine große Anzahl von uniformirten Schutzleuten und Geheim-Polizisten postirt, die jeden Passanten zwangen, schnell vorüberzugehen und jedes Stehenbleiben verhinderten.

Aus Hamburg schreibt uns ein Handwerker: Ihr Blatt ist fast das einzige, welches in dem Konflikt zwischen unserer Vaterstadt und Preußen den richtigen Standpunkt vertritt: keine Vergewaltigung, wohl aber freiwilliger Eintritt in den Zollverein. Ich habe nur zu konstatiren, daß seit langer Zeit schon sich bei dem größten Theil der Hamburger Bevölkerung die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß nur in der wirthschaftlichen Vereinigung mit dem Vaterlande ein ferneres Gedeihen der Vaterstadt möglich ist und daß es erst dann seinen Beruf, eine deutsche Handelsstadt zu sein, zu seinem eigenen und Deutschlands Heil erfüllen kann. Die Schäden der wirthschaftlichen Absperrung Hamburgs gegen Deutschland haben sich in eminenter Weise seit einem Jahrzehnt schon geltend gemacht. Wie kann es auch anders sein? Industrie, Gewerbe, Grundeigenthum, Detailhandel liegen dadurch brach und stagniren. Es ist falsch kalkulirt, daß 350,000 Seelen vom Großhandel allein leben sollen. Dieselben brauchen noch andere Erwerbsquellen zu ihrer Existenz. Es ist daher auch Thatsache, daß der Wohlstand Hamburgs rapid zurückgeht und daß die Durchschnittsziffer des deklarirten Einkommens immer mehr sinkt. Gegenüber diesen Thatsachen ist es merkwürdig, daß bis jetzt keine eigentlich offene Agitation für den Anschluß Hamburgs zu Tage getreten, es läßt sich solches nur durch den Druck erklären, welchen die mächtige und einflußreiche Freihafenpartei der Großkaufleute, Rheder und Handelsherren in Hamburg ausübt.

Feuilleton.

† Von Berlioz, dem geistreichen Neuerer in der Orchester-Instrumentalkunst, ist sein Witz, sind seine Humoresken über diesen Gegenstand bekannt. Daß aber auch Stephen Heller Glossen über die Instrumente der Zukunfts-Orchester vom Jahre 2280 gemacht habe, erfährt man erst jetzt. Bei einer scherzhaften Versammlung Pariser Musiker vor 15 Jahren, hielt Heller einen Vortrag über Beethoven, welcher das Jahr 2280 anticipirte und in welchem folgende drollige Stellen vorkommen: „Meine Herren! Die im Auftrage unserer Akademie unternommenen und eifrigst fortgesetzten Nachforschungen nach alten Handschriften liefern fortwährend bedeutende Resultate. Heute habe ich Ihnen von einem Gegenstande zu sprechen, der unsere Akademie nahe berührt, von einer musikalischen Komposition nämlich, die man für immer verloren glaubte. Sie stammt aus einem Jahrhundert, dessen musikalische Leistungen einen außerordentlichen Glanz verbreiteten, aus dem achtzehnten, und ihr Schöpfer ist der große, unsterbliche Beethoven. Von seinen neun Symphonien existiren derzeit noch sechs; die erste, dritte und vierte sind bekanntlich verloren gegangen; wir kennen daraus nur einige wunderbare Bruchstücke, die sich in Kritiken und musikalischen Lehrbüchern zerstreut fanden und die man allmälig geordnet und in Museen nach Art verstümmelter Basreliefs aufgestellt hat. Das Ereigniß, das ich Ihnen heute zu melden habe, ist die Entdeckung, die unerwartete, tausendmal gebenedeite Entdeckung der dritten, sogenannten „Heroischen Symphonie" von Beethoven! (Die ganze Versammlung erhebt sich unter jubelndem Applaus; man umarmt sich und weint vor Freude.) Ja, meine Herren, die dritte Symphonie ist wiedergefunden. Ein altes Exemplar vom Jahre 1975, auf schlechtem Papier und voll Fehler, wurde in Abyssinien bei einem reichen Musikfreunde gefunden, und zwar von einem unserer Commis voyageurs in alter Musik. Ich verzichte darauf, diese Ihnen noch neue dritte Symphonie hier zu analysiren. Ich erwähne nur, daß der Anfang von einer so erstaunlichen Einfachheit ist, daß viele unserer heutigen Komponisten ihn gar nicht für das Thema eines großen Orchesterwerkes halten würden. Aber je weiter man liest in dieser Partitur, desto mehr fühlt man sich entzückt und erhoben. Natürlich ist die „Heroische Symphonie", wie alle aus jener Epoche, für das kleine Orchester geschrieben, wie es bis zum zwanzigsten Jahrhundert gebräuchlich war: die gewöhnlichen Streich-Instrumente, zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Clarinetten, zwei Fagotte, zwei Trompeten, zwei bis drei Hörner und ein einziges Paar Pauken, deren jede nur Einen Ton gab. Wie weit zurück liegt jene Zeit von unserem heutigen Orchester mit seinen Melodie-Gas-Instrumenten, seinen Dampforgeln, Schrauben-Posaunen, seinen doppelt drehbaren Violinen, den elektrischen Contrabässen, den Schlag-Instrumenten auf chromatischen Rädern und endlich den Rasirmesserklingen-Flageolets! Aber, meine Herren, was für bewunderungswürdige Werke schufen die großen Genies des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts mit diesem dürftigen Orchester! Das anhaltende Studium der Werke von Haydn, Mozart und Beethoven würde für unsere extravagante Jugend die heilsamste Unterweisung sein. Man muß ja nicht immer Musikfeste auf großen öffentlichen Plätzen geben, wo man Gerüste und riesige Hebebäume braucht, um mehrere Bataillone Musiker in Reih und Glied zu ordnen unter dem Kommando eines Musik-Generals, seiner Adjutanten und des Musik-Generalstabes. Mit dem kleinen Orchester Beethoven's war ein Unglück, wie es sich hier vor zwanzig Jahren ereignete, gar nicht möglich: daß mitten in dem „Adagio sulfuroso" eines unserer jungen Symphonisten die Tenorposaune mit doppeltem Luftdruck zersprang und einundzwanzig Mann von der Geigen-Escadron verletzte. Einige Jahre später gerieth ein Schraubenzug-Trompeter in eines der Räder seines Instrumentes und verlor den linken Arm. Uebrigens, so beklagenswerth solche Unfälle auch seien, wer möchte darum auf unsere großen neuen Erfindungen verzichten? Welcher Komponist würde heutzutage den elektrischen Contrabaß oder die Schlag-Instrumente auf chromatischen Rädern opfern, welche, ehemals unbekannt, jetzt im Orchester unentbehrlich sind?"

† Grieben's Reise-Bibliothek, von welcher in diesem Jahre ein großer Theil in neuer Bearbeitung erschienen ist, behauptet seit Jahren einen hervorragenden Rang in der Reise-Literatur; mit jeder neuen Auflage bürgert sie sich mehr und mehr in der Gunst der Reisenden ein. Soeben ist in dieser Bibliothek in 10. Auflage erschienen: Dresden und die sächsische Schweiz, praktisches Reisehandbuch mit Plan und Karte der Residenz und sächsischen Schweiz. Dieser handliche, schön ausgestattete Reiseführer hat einen besonderen Vorzug in dem nach einem bestimmten System übersichtlich geordneten Text. Dazu kommt die strengste Unparteilichkeit bei allen Angaben und praktische Winke. Wer diese Bücher benutzt, kann auf die Zuverlässigkeit der Rathschläge vertrauen und sicher sein, schnell und gewissenhaft an die wirklich sehenswerthen Punkte geführt zu werden.

Vermischtes.

* Berliner Gerichtsverhandlung. Angeklagt ist der schon wiederholt bestrafte Arbeiter Friedrich Wilhelm Thran wegen Hausfriedensbruchs, Sachbeschädigung 2c. Vorsitzender: Es wird Ihnen zum Vorwurf gemacht, sich am Abend des 21. December v. J. der im soeben verlesenen Anklagebeschluß bezeichneten Vergehen schuldig gemacht zu haben; was wollen Sie dagegen anführen? — Angekl.: Wenn Sie mir meinen, nischt! — Vors.: Sie werden sich des Tages um so eher erinnern, als Sie ja in Haft genommen wurden. Erzählen Sie, was Sie von der Sache wissen. — Angekl.: Det is nich ville; ick hatte den Dag 'n riesigen Oehlkopp, bei welche Jelegenheit bekanntlich det Jedächtniß man sehr mäßig is. — Vors.: Dann geben Sie wohl die Anklage in vollem Umfange zu, und erheben nur den Einwand, bei Begehung der strafbaren Handlungen sinnlos betrunken gewesen zu sein? — Angekl.: Na, so were ick mir doch nich rinlegen lassen! Da habe ick mir, Jott sei Dank, schon zu ville mit den Herrn Staatsanwalt jeschäftlich unterhalten. Ick gebe überhaupt nischt zu und verlange jründliche Beweise, wenn ick denn doch mal insejeckt wern soll. — Vors.: Sie befanden sich am Abend des 21. December v. J. in dem Prinzessinnenstraße 50 belegenen Bröker'schen Restaurant und erregten dadurch den Unwillen der übrigen Gäste, daß Sie in Abwesenheit des Wirthes die Ehefrau desselben in zudringlichster Weise belästigten. — Angeklagter: Det kann der Mensch nich wissen, wenn er jrod anjetoocht is. — Vors.: Diesen Einwand sollten Sie nur bei Seite lassen, da ein sinnlos betrunkener Mensch derartige Handlungen gar nicht zu begehen im Stande ist, welche Ihnen zum Vorwurf gemacht werden. Außerdem haben sämmtliche Zeugen bekundet, daß Sie nur ganz leicht berauscht waren. — Angekl.: Die Sache is jut; ick frage man blos, ob et menschenmöglich is, det mir Eener in'n Kopp kucken kann, un wenn det is, denn jloobe ick ooch, det mir die Wächter bei't Vorbeijehen ansehen können, ob ick 'n Cotelett mit Bratkartoffeln oder 'nen sauren Hering mit 'ne Schrippe inn Leib habe. An sonnen faulen Zauber jloobt heit zu Dage keen Mensch mehr, un ick erst recht nich; denn ick bin ochsig helle und verlange aus diesem Jrunde Jejenbeweise. — Vors.: Als Sie demnächst von einem der anderen Gäste auf das Unpassende Ihres Benehmens aufmerksam gemacht wurden, beschimpften Sie diesen, so daß in der hierüber empfundenen gerechten Entrüstung alle Anwesenden gegen Sie Partei nahmen. — Angekl.: Na, det wird wohl nich stimmen; bei 'ne Erziehung, wie ick ihr genossen habe, da kennt der Mensch jar keene Ekelnamen. — Vors.: Sie werden von dem Zeugen hören, daß Sie zu demselben äußerten: „Na Dir olle Planschneese were ick jleich eene verwischen, det Du Deine Knochen int Schnupptuch zu Hause dragen kannst". — Angekl.: Na, erlooben Sie jütigst, Planschneese is keen Schimpfwort; Planschen is so ville wie Reinjaung bei't Waschen. — Vors.: Dann zerschlugen Sie aus Muthwillen mit Ihrem Stocke ein gefülltes Weißbierglas, welches auf einem Tische stand, so daß alle Anwesenden durch das Bier über und über bespritzt wurden. — Angekl.: Blos aus Versehen jing det Jlas inzwee; bei sonne Zeiten hat man bessere Verwendung vor 'ne Weiße, als ihr uf de ersten besten faulen Köppe auszujießen. — Vors.: Als dann der Zeuge Bröker nach Hause kam, weigerten Sie sich, sowohl Ihre Zeche als auch das zerschlagene Glas zu bezahlen und leisteten außerdem der oftmaligen Aufforderung zur Entfernung keine Folge. — Angekl.: Na, da bitt ick zu früßen! Ick soll 'n Jlas bezahlen, wenn't mir jrade vor die Nase hinjestellt wird, det ick et umstoßen muß? Det könnte 'n Deitschen passen, wenn er noch so ville Asche hätte. — Vors.: Sie leisteten dann aber auch der Aufforderung des Wächters zur Entfernung keine Folge, sondern trieben Ihr Unwesen vielmehr nur noch ärger, so daß sich der Beamte sogar genöthigt sah, durch ein Signal mit der Nothpfeife auf seine Hilfslosigkeit aufmerksam zu machen. Dem auf das Signal herbeieilenden Schutzmanne riefen Sie entgegen: Na, Du bist gewiß aus Mutz. Du stoobiger Junge: aber komm man her, et is ja heite Sonntag, Du sollst eene jeklöbt kriegen, die nich von schlechte Eltern is. — Angekl.: Det wird woll nich wahr sind. — Vors.: Bei Ihrem demnächstigen Transport zur Revierwache stellten Sie dem Schutzmann geschickt ein Bein, so daß derselbe niederstürzte. Dann warfen Sie sich noch auf den Beamten und bissen denselben in die Wade. — Angekl.: Mir wundert man blos, det ick ihn nich ufjejessen habn soll. Ick mit 'ne anjeborne jrobe Eklichkeit, ick soll sonnen Menschen in't Been beißen? Da würde ick mir ja vor't janze Leben meinen Appitit verruiniren, und det möcht ick denn doch nich jerne. — Aus der sonstigen Beweisaufnahme ging noch hervor, daß die Sistirung des Angeklagten mit ganz erheblichen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Thran war schließlich nicht mehr zum Aufstehen zu bewegen, so daß er von sechs Beamten, die Dank der Nothpfeife des Wächters nach und nach herbeigeeilt waren, zur Wache getragen werden mußte. Aber auch auf der Revierwache benahm sich der Sistirte demnächst so ungeberdig, daß man denselben dortselbst binden mußte. Uebrigens hatte keiner der Zeugen an dem Angeklagten erhebliche Trunkenheit wahrgenommen. In Rücksicht auf die gelegentlich der groben Ausschreitungen bekundeten Rohheiten erkannte der Gerichtshof auf eine sechsmonatliche Gefängnißstrafe, was Thran zwar „een bisken ville" fand, womit er sich jedoch einverstanden erklärte, auf das Rechtsmittel der Revision verzichtend.

* Ein vor 269 Jahren ausgesetzter Preis gewonnen? Die niederländischen Generalstaaten setzten im Jahre 1611 einen Preis von 25,000 fl. auf die Auffindung der nördlichen Durchfahrt und da dieses Dekret seither nicht eingezogen ist, so wird von vielen Seiten behauptet, daß nunmehr Professor Nordenskiöld mit Fug und Recht und ohne alle Widerrede diesen Geldbetrag ausbezahlt erhalten müsse.

* Eine komische Scene spielte sich kürzlich im Residenztheater in Berlin ab, wo allabendlich Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius" wahrhafte Thränen-Ueberschwemmungen hervorruft. Der Gatte einer ganz besonders rührseligen Frau, der ein ebenso praktischer, wie spaßhafter Herr ist, hatte in weiser Vorsicht der Thränenbäche seiner besseren Hälfte ganz außerordentliche Vorsichtsmaßregeln getroffen. In der Pause vor dem letzten Akt, als alle Taschentücher der Familie schon in völlig unbrauchbarem Zustande waren und eine Gefährdung der neuen Sammetrobe dringend zu befürchten war, faßte der Gatte in seine Rocktasche und entfaltete ein großes, schönes Handtuch, welches er seiner Gattin mit größter Feierlichkeit überreichte. Des Publikums im Parquet, welches diesen Vorgang nicht übersehen konnte, bemächtigte sich eine maßlose Lustigkeit.

* Ein Sonderling. Wie aus dem Städtchen Rothenburg geschrieben wird, ist dort kürzlich ein Sonderling gestorben, der wohl kaum einen Konkurrenten in Europa gehabt haben dürfte. Derselbe, ein älterer, nicht unvermögender Pensionär, hatte die Passion, bei jedem freudigen oder tragischen Ereignisse, das sich in einer der europäischen Regenten-Familien zutrug, seinen Glückwunsch, beziehungsweise sein Beileid auszudrücken, und zwar entweder brieflich mittelst nicht gerade als kalligraphische Meisterwerke anzusehender Schreiben oder durch den Telegraphen. Die sämmtlichen Geburtstage der diversen Kaiser, Könige, Herzöge 2c. sowie auch der Prinzen und Prinzessinnen hatte er zu diesem Zwecke genau notirt; bei jeder fürstlichen Verlobung, Hochzeit oder dergleichen ging auch seine Gratulation ab und wenn die Zeitungen einen Todesfall meldeten, so durfte auch sein auf schwarzgerändertes Postpapier niedergeschriebenes Beileid nicht fehlen. Die zahlreichen Dankesschreiben und -Telegramme, die ihm aus den fürstlichen Kanzleien zugingen, sollen eine größere Anzahl stattlicher Bände ausgemacht haben.

* Die kleinste Kirchengemeinde der Schweiz, ja vielleicht Europas, mag wohl Abländschen (ab-Ländchen, abgelegenes Ländchen) im Amt Saanen sein. Diese Gemeinde en miniature hat keinen Kramladen, keinen Schmied, keinen Wagner, keinen Bäcker, keinen Polizeidiener, kein Wirthshaus. Die Schule zählt 12—15 Schüler. Die „Kirche" hat ein einziges Glöcklein; deshalb pflegt man auch von den Abländischen zu sagen, es werde bei der Taufe eines Knaben mit allen Glocken geläutet, während man's bei der Taufe eines Mädchens bei einer einzigen bewenden lasse. An bestimmten Tagen repräsentirt sich im Thälchen der wandernde Kramladen. Ein starker Mann mit einer gewaltigen „Hutte" besucht Haus um Haus, legt ohne Kompliment zu machen „Kacheli", Teller, Schüsseln, Faden, Knöpfe, Hefteln, Nadeln, Garn, Papier, kurz Alles das, was die Leute auch des primitivsten Landlebens zu kaufen genöthigt sind, auf den Tisch. Ist der Bedarf in jedem Hause gedeckt, so verschwindet die große „Hutte" im Hintergrund des Thales, um nach zwei Wochen wieder zu erscheinen. Nun glaubt man vielleicht, in diesem Ländchen fristen die Menschen ein elendes Dasein? Man weiß zwar nicht, wie ein verwöhntes Stadtkind sich in ein solches Leben schicken würde; allein das ist sicher, daß in diesem lieblichen Thälchen, rings beschützt durch Fels und Gebirg, recht glückliche Menschen wohnen.

* Die Ortschaft Rodes in der spanischen Provinz Lerida war in den letzten Tagen der Schauplatz einer unglaublichen Raubthat. Während in der dortigen Kirche der Pfarrer auf der Kanzel predigte, drang eine Bande Bewaffneter mit geschwärzten Gesichtern in die Kirche und befahl der Versammlung, auf ihren Sitzen zu bleiben. Drei von der Bande gingen dann auf die Kanzel, ergriffen den Pfarrer und schleppten ihn nach der Sakristei, hier von ihm die Angabe des Ortes fordernd, wo er eine größere Summe Geldes verborgen hatte, die die Räuber in seinem Besitze wußten. Er leugnete standhaft, Geld zu haben, worauf sie ihn mit Messern in Arme und Füße stachen und ihn so lange peinigten, bis er ihnen 30 Pfd. Sterling anbot, die er in seinem Hause habe. Diese Summe befriedigte jedoch die Unmenschen noch nicht, sie fuhren mit ihren Torturen fort. Die Pfarrersmagd, die auf das Geschrei des Gepeinigten herbeieilte, wurde erstochen. Eben wollte man den Unglücklichen erschießen, als einer der Räuber mit dem Gelde aus dem inzwischen geplünderten Pfarrhause herzukam. Der Pfarrer hatte sich geweigert, das Geld herauszugeben, weil es nicht sein Eigenthum, sondern ihm anvertraut war. Als die Räuber ihren Zweck erreicht hatten, entfernten sie sich, ohne daß es Jemand von den 2—300 in der Kirche befindlichen Personen gewagt hätte, ihrem Treiben Einhalt zu thun oder sie zu verfolgen.

* Parabel für Damen. Im Auftrage des Herrn stieg eine gute Fee zur Erde nieder mit einem Füllhorn von Gaben, die sie unter die Frauen vertheilen sollte. „Gebt mir", rief die Spanierin, „schwarze Haare, so dicht, daß ich mich ihrer wie eines Mantels bedienen kann!" — „Gebt mir Augen", rief die Italienerin, „aus denen Blitze fahren wie Flammen aus dem Vesuv um Mitternacht!" — „Mache mich rund wie den Vollmond", rief die Türkin, „und schwellend wie Eiderdaunen!" — „Mir die bewegliche Grazie!" rief die Engländerin. „Die königliche Haltung mir!" rief die Russin. Ein Weib aber blieb schüchtern im Hintergrunde; kein Mensch hatte sie noch beachtet. „Ich habe meine letzte Gabe übrig: ein Herz voll treuer opferfähiger Liebe. Wer will es haben?" Man verzog die Lippen spöttisch im Chor. „Da hinten steht eine", riefen alle, „die noch gar nichts bekommen hat. Laßt sie den Rest haben." — „Der Rest ist mein bestes", sagte die Fee, „und weil sie um nichts gebeten, so soll sie von Allem haben und den Rest obendrein. Komm näher, deutsche Frau!"

* So wird's gemacht! Unter diesem Titel erzählt das Berliner „Fremdenblatt" von einer List, welche die Bewohner Friedenaus geübt haben, um — Dienstmädchen zum Engagement zu verlocken, nachdem die bisherigen bezüglichen Bemühungen, trotz der herrlichen Luft, der schönen Wohnräume und grünen Gärten, welche Friedenau bietet, und trotz höherer Lohnanerbietungen zumeist vergeblich geblieben sind. Da, in halber Verzweiflung, wurde in das „Fremdenblatt" eine Notiz lancirt, wonach eine halbe Kompagnie Garde-Schützen nach Friedenau in Bürgerquartiere gelegt werden solle, und siehe da — die Engagements fanden nun leichten Abschluß.

* Ein mährisches Blatt bringt zur Beleuchtung der Prager Universitätsfrage folgende schlagende Anekdote: Der berühmte Physiolog und eifrige Slavist Purkynie wurde von der Breslauer Universität nach Prag berufen. Bald darauf drangen die Czechen in ihn, er möge ein Publikum in czechischer Sprache lesen. Der höchst liebenswürdige Mann willigte ein, der Hörsaal war gedrängt voll, aber schon nach den ersten Sätzen seiner Vorlesung war der Professor gezwungen zu fragen: „Panové, jak se to říká na česky?" (Meine Herren, wie bezeichnet man das auf Böhmisch?), indem ihm die technische Bezeichnung des Gegenstandes fehlte. Das wiederholte sich sehr oft, manchmal konnten ihm die Zuhörer aushelfen, sehr häufig auch nicht, was dann jedesmal Gelächter hervorrief. In der dritten Vorlesung begann er: „Meine Herren, wir wollen lieber deutsch sprechen." Und so geschah es auch zur Befriedigung des Lehrers und der Schüler. Man erzählt, daß sich solche Scenen oft bei den Docenten wiederholen.

* Mißverstandene Instruction. Bei dem jetzt wiederum hervortretenden Mangel an älteren Unteroffizieren müssen häufig Gefreite zu Diensten herangezogen werden, denen sie nicht völlig gewachsen sind. Der Gefreite Lehmann, welchem, mehr als einem Muster soldatischer Ergebenheit als militärischer Intelligenz, die Führung einer Korporalschaft übertragen worden ist, wird neulich von seinem Hauptmann bezüglich der Instruction seiner Mannschaft scharf getadelt: „Gefreiter Lehmann", — sagt der Kapitän — „es kommt mir weniger darauf an, ob die Leute im „Felddienst" Etwas wissen, aber Das muß ich verlangen, daß der Mann, wenn er auch das größte Heupferd ist, seinen Vorgesetzten mit Namen kennt!" Bei der nächsten Gelegenheit, wo der Hauptmann dem Instructions-Vortrage beiwohnte, lenkt nun Lehmann seine Rede auf den ihm besonders ans Herz gelegten Gegenstand. „Es kommt mir gar nicht darauf an", — docirt Lehmann mit verschränkten Armen, dienstbeflissen nach dem Hauptmann schielend — „daß Sie vom „Felddienst" Etwas wissen, aber Das muß ich von Ihnen verlangen, daß Sie Ihren Vorgesetzten bei Namen kennen, und wenn er auch das größte Heupferd ist!"

* Junger Verbrecher. Vor dem Gerichtshof zu Angers stand dieser Tage ein elfjähriger Knabe, Louis Froger, der für sein Alter sehr klein und obendrein verwachsen ist, unter der Anklage, zu vier verschiedenen Malen Versuche gemacht zu haben, seine Stiefmutter mit Phosphor zu vergiften. Der Krüppel war denn auch geständig, den Phosphor mit den Nägeln von Zündhölzchen abgeschabt zu haben, weil er seine Stiefmutter, die ihn und seine Geschwister mißhandelte und auf dem Lande herum betteln schickte, durchaus tödten wollte. Louis Froger wurde als unzurechnungsfähig freigesprochen, wird aber bis nach vollendetem 18. Lebensjahre in einer Besserungs-Anstalt untergebracht werden.

* Pariser Rechnungen. Für eine Gräfin, die standesgemäß in Paris leben will, ist es unbedingt nöthig, daß ihr Gatte Millionen besitze. Die polnische Gräfin Potocka erhielt von ihrer Schneiderin Mme. Hancenaar eine Rechnung für die im Winter 1878 gelieferten Anzüge, welche die artige Summe von 110,541 Francs 80 Cent. auswies. Ein Anzug mit Pelzbesatz kostete allein 32,000 Frcs. Zu gleicher Zeit erhielt die Gräfin die Rechnung der Mme. Fromont, Leinwandhändlerin, welche sich auf 72,000 Frcs. belief. Die Gräfin hatte also im Laufe von fünf Monaten nahezu 200,000 Francs für die Bekleidung ihrer Person verbraucht. Graf Potocki fand die Rechnungen so erschreckend hoch, daß er sie den Gerichten zur Beurtheilung übergab.

* Kalauer. Auf welchen Ton waren die Posaunen von Jericho gestimmt? — Auf D-moll, denn sie haben Alles demolirt.

SLUB
Wir führen Wissen.